

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

288 (10.12.1932) Die Mußestunde

den vor seinen Mästen, die ihn zu begraben vorhätten, sich vor-
weigend

„Es freut mich,“ begann Kocher mit kräftiger Stimme, „Sie bei
mir zu sehen, sagt mir doch Ihre Anwesenheit, daß Sie mich nicht
vergessen haben. Hätte ich Sie als Lebender zu mir geladen —
niemand wäre erschienen. Und da ich den Wunsch hatte, alle diese
vertrauten Gesichter noch einmal bei mir zu sehen, rief ich Sie als
Toter her, und Sie kamen alle, ein schöner Beweis der Achtung,
die Sie einem toten Manne zollen. Ich hoffe, Sie werden mit die
Enttäuschung verzeihen! Ich lebe, bei Gott, und ich bin des Lebens
froh. Darf ich einladen, auf meine Gesundheit zu trinken?“ —
Die Gäste, soweit sie Humor hatten, machten gute Miene zum
bösen Spiel und folgten der Einladung. Jene, welche beleidigt
waren, und die es warnte, wieder einmal einem Streiche Kochers
zum Opfer gefallen zu sein, rollten allerdings erboht in ihren
Kaufschuhen davon.

Aber niemand spielt ungestraft mit dem Tode: Als der Marquis
ein Jahr später wirklich starb, hüteten sich die ganz Schlaunen, noch
mols auf den Feim zu gehen, und man trug den Paic von Frank-
reich unter auffallend geringer Beteiligung zu Grabe.

Zweimal Karlsbad

Am Verlag Der Baderzeitung, S. m. d. B. Berlin,
28. 11. 1910, erschien (eben der Brautroman „Der
Hilfsmann“ von Beria Sellner (Preis 4.30 RM.). Ein
Freiwilliger, eng verknüpft mit der Arbeiterbewegung, von
der Fortschrittlichkeit bis zum Ausbruch des Weltkrieges wird
erzählt. Wie die tragende Figur des Romans die Welt sieht,
das möge die nachfolgende Episode zeigen:

Im Untergeschoß des Hotels lagen die Küche und die Zucht-
und Aufwahräume. Auf einem Aufwärtstisch war Kaffeetafel für
die Mädel. Was für eine Dienstmädchentafel! Karlsbader
Kaffe in Karlsbader Porzellan und Karlsbader Gebäck dazu. Frei-
lich, es war ja nur eine ganz billige Kanne, und der Schnauz fehlte,
und der Henkel war nur noch ein Stumpfen. Und der Kaffee war
dünn, er war sehr dünn; aber er war ja auch zum dritten Male
aufgegossen, und das kam keiner ohne Schaden vertragen. Und
das Brot war schwarz und grob und pampig und zog sich zwischen
den Zähnen und quiekte ein bißel, so als ob man in weichen Ka-
dierquinnis beißt.

Bozema konnte den Kaffee nicht trinken und das Brot nicht essen.
Ihr war weh und übel. Aber es blieb ihr nicht Zeit, groß daran
zu denken; es blieb ihr nicht einmal Zeit, ein Arbeitskleid anzu-
ziehen. Schon stand sie oben im obersten Stock und schwang den
Klopper, sah aller Staub entseht von dammen wick und schlug die
kleinwüchsigen Spinnentierlein tot.

Endlich war es neun und Zeit zum Nachtmahl. Es gab wieder
Kaffee und das tätschliche Brot. Bozema hatte noch keinen Feier-
abend. Sie wollte etwas Lohn haben und mußte dafür in ihrer
Freizeit bei der Küchenarbeit helfen. Für die Stubenmädgel gab
keinen Lohn. Sie kamen meistens im März, pухten und säuberten
das ganze Haus und bereiteten alles für die fremden Gäste. Dafür
hatten sie Eisen und Hobdach. In der Fremdenzeit mußten sie dann
schauen, an dem plätschernden Bächlein, dem pariamen Gerinnel
der Trinkschale ihr Bechlein zu füllen. Gelang es ihnen nicht, so
war's halt ihr eigenes Pech!

Bozema klapperte mit Tellern und Schüsseln in dem warmen,
fettigen Wasser. Hätte sie nur die Speisereste nicht sehen brauchen,
so übel wie ihr war. Und hätte sie nicht nur sehen brauchen, wie
der Koch die Fleischstücke von den Tellern in eine große Kasserolle
tat. „Das gibt ein Gulasch für uns,“ lüchelte ihr der Küchen-
junge zu. Sie schüttelte sich vor Ekel. Es wurde halb elf, es wurde
elf. Sie klapperten mit Tellern und Schüsseln im lauen, fettigen
Wasser. Der Feiger ging auf zwölf, da kam die Anna: „Komm,
ich zeig dir, wo du schlafen sollst.“

Sie stiegen eine Treppe hinunter und kamen zu den Wasch-
räumen: Waschküchen, Mangelstuben, Bägelsstuben. Sie stiegen
noch eine Treppe hinunter und standen nun drei Stockwerke tief
im Leib der Erde, vor den Schlafkammern der Mädchen. Nebenan
waren die Kohlenteller.

Drei Kammern, lang und schmal. In jeder standen vier
Betten und in jedem Bette sollten zwei Mädchen schlafen. Vor den
kleinen Fenstern war die Erde ellenbreit ausgehachtet. An hellen
Tagen, die droben alles in Glanz tauchten, fiel da ein graues Licht
herin. Die Fenster öffnen. — das waagten die Mädel nicht. Da
draußen trieben feiste Ratten ihr Wesen.

Ein Glühlicht gab unklaren Schein. „Sie, hier schlafen wir
zwei,“ die Anna deutete auf ein Bett. Es lag noch so, wie sie es
am Morgen verlassen. Und Bozema wagte nicht hinzusehen und
sah es nur gar zu gut: die Bezüge waren seit Zeiten nicht ge-
waschen. Sie setzte sich auf ihren Korb und schlug die Hände vors
Gesicht.

„Dir ist wohl bang nach heim?“ fragte die andere. „Gleich
nein, komm lieber schlafen.“ Sie kleidete sich aus. „D, du liebes

„Gepöhl!“ dachte Bozema, während sie die häßlichen Müde,
Wäsche an, nur ein geschlossenes Kleidchen unter der häßlichen Müde,
und das war so schmutzig wie das Bett. Sie spürte den fremden
Blut, und Scham stieg in ihr Gesicht. „Ich kann mir erst im
Sommer was kaufen, wenn ich Geld verdiene,“ sagte sie. Bozema
riß ihre Hemden aus dem wohlgepackten Korb, die Schwester
Martha so fein genäht und gestickt hatte: „Komm, nimm so lang
von meinen.“

Nun lag sie im Bett, ganz auf der Kante, um nicht zu nah an
den Schmutz und an den fremden Körper zu kommen. Und da war
nicht nur Schmutz, da sah auch alles voll Ungeziefer.

Die Mädchen atmeten tief, schloffen den Schlaf ihrer Müdigkeit.
Bozema starrte ins Dunkel der Nacht, ihre Augen brannten, und
ihre Herz war schwer von verhaltenen Tränen.

Am Morgen ging Bozema zur der Verwalterin. „Sie weiß es
wohl gar nicht, wie es bei uns ausschaut,“ hatte das einfältige
Herz gedacht, und nun wollte sie sich reines Bettzeug holen und
freie Zeit, um die Kammer zu säubern.

Die Gestrenge sah das Mädel nur an und kugelte die Augen
um und um und dergoß ihre Würde: „Da drunten, da drunt
ist's grad so, wie's für ein Dreckschlampen paßt.“

Mandern, nickend, lächelnd gehen die Menschen in den Straßen
der Bäderstadt. Sie neigen sich bewundernd vor schönen Frauen,
neigen sich begehrend vor funkelnden Steinen, vor rotem, glieken-
dem Golde, neigen sich, hoffärtig-nechtisch, vor Rang und leeren
Ahnengebüchtern.

Vahendbuntleuchtende Blumen an den Promenaden und stille,
wissende, alte Bäume. Keiner, feiner, zarter Duft, wie die Blüten-
knospen ihn hauchen, und süßlich-saunige Parfüms, der Geruch des
Blutes und des Laifers um die Dirnen und Damen.

Heute ist der erste Mai. Und durch die Straßen rollen
Gummikablen, schöne, schlanke Pferde im silbernen Geschirr, auf
dem Bock Stöße von Holz mit Leder überzogen, im betrefsten Ge-
wande der Dienstbarkeit, im Wagen die Noblesse. Noch nicht die
allerfeinsten, die läßt noch warten.

Den Sprudelballen zu drängen sich die Gaffer. Bozema ist unter
denen, die gaffen. Sie hat ein paar Stunden frei und ist aus
Connenlicht getrocknet.

Sie steht da, benommen und ein wenig irrt und wirrt, und plö-
zlich weiß sie es: hier hat sie nichts zu suchen. „Heute ist der erste
Mai, und in den Städten und Dörfern im Lande geben sie mit der
herzblutroten Nelke geschmückt, die ihre Brüder sind.“ Sie wendet
sich heimwärts. Bitterer Joen schüttelt sie und Schmerz und Ekel.
Ihr ist, als sei sie bestohlen worden. Der eitle Reichtum, der alle
Tage feiern darf, hat sie um ihr einziges Fest betrogen.

Der Löwe im Abteil

Der Autor, Regisseur und Operateur des stimmungsvollen Meister-
werkes „Lima“, Hr. Maximilian von Krumpholtz, hat „Das
Lionenstück“ mit dem erlauchten Unterstit. Aristonische Aben-
teuer mit dem König der Tiere“ geschrieben. Der Verlag S. A.
Drochhaus gibt es heraus. Wir erwidern diesem mit 42 her-
lichen Photos geschmückten „Lionenstück“, dem herrlichsteiligen
und fesselndsten, das je über den König der afrikanischen Tierwelt
geschrieben wurde, mit Genehmigung des Verlages S. A. Droch-
haus, Leipzig, folgenden Abdruck.

Ich habe mit einigen Männern gesprochen, die beim Bau der
Britisch-Ostafrikanischen Eisenbahn beschäftigt gewesen waren, und
habe so von Augenzeugen grauenvolle Berichte über frühere An-
griffe von Löwen auf Arbeiter und andere Leute gehört. Besonders
lehrreich für die Art und Weise, wie ein menschenfressender Löwe
zu Werke geht, ist ein Vorfall, der sich in Kinua, einer kleinen
Station, die etwa 400 Kilometer von Mombasa entfernt liegt,
abspielte.

Der Löwe hatte sich offenbar sehr an Menschenfleisch gewöhnt.
Er hatte schon mehrere Menschen fortgeschleppt, und einmal wurde
die Station förmlich von ihm belagert, bei welcher Gelegenheit
folgendes klassisches Telegramm an die Eisenbahndirektion gelangt
wurde:

„Löwe kämpft mit Station. Schickt schnell Hilfe.“
In dem Augenblick, in dem das Telegramm abgehandelt wurde, be-
fand sich der Löwe auf dem Dach des Stationsgebäudes und be-
mühte sich, mit seinen schweren Taten die Wellblechplatten abzu-
reißen. Er zerschmitt sich zwar die Füße auf das übelste, konnte
jedoch einige Metallstreifen aufbiegen, wurde aber dann von den
starken Balken aufgehalten.

Der erste ernsthafte Versuch, den Löwen zu erlegen, wurde von
einem Lokomotivführer unternommen; dieser verlor sich bei Nacht
in einem leeren Wasserlauf, wobei er hoffte, durch ein kleines Loch
an der Seite einen Schuß auf den Löwen abgeben zu können. Ganz
richtig stellte sich in jener Nacht auch der Löwe ein: anstatt getötet
zu werden, hätte er jedoch beinahe den hoffnungslosen Jäger ge-
tötet. Das Tier kroch auf der Oberseite des Tanks entlang, lanate
mit der Pranke durch das Reinigungslöcher ins Innere und erschreckte

gerade noch ein wenig, um ein Durchsichseln des Löwen zu ver-
hindern.

Als die Lage immer bedrohlicher wurde und immer mehr Leute
den Löwen zum Opfer fielen, machte sich der Polizeipräsident, ein
Herr Nyall, in seinem eigenen Eisenbahnwagen nach Kinua auf,
einzig und allein in der festen Absicht, nun endlich dem Unwesen zu
steuern. Da die Bestie in der Nacht vor seiner Ankunft gesehen
worden war, beschloß er, sich sofort für die Nacht in seinem Wagen
auf die Pauer zu legen.

Der Wagen wurde daher auf ein Nebengeleis in der Nähe der
Station geschoben, und die Weissen machten sich bereit, endlich das
mörderische Ungeheuer zur Strecke zu bringen, das die ganze Gegend
in Schrecken bezwungen hatte. Allerdings bezweifelten sie, ob der Löwe
auf Schussweite herankommen würde. Ihre Deckung war ja keine
Festung und kein Stationsgebäude, das weithin den typischen
Geruch von Negelleibern ausströmte, sondern ein fester Eisenbahn-
wagen, der nach Maschinenenteilen und anderen feindseligen Dingen
roch, die nichts mit Fraß für einen Löwen zu tun haben.

Nach Anbruch der Dunkelheit verließen die Weissen den Wagen
und suchten nach dem Löwen. Die nähere Umgebung bot ihm nicht
viel Deckung, und so mochte ein Schuß das Unternehmen ohne jede
weitere Aufregung beenden. Er war jedoch nicht zu entdecken. Man
kehrte also zum Wagen zurück, aß und verbrachte die Zeit, indem
man in der Dunkelheit mit schußbereitem Gewehr dasaß und auf
den Löwen wartete.

Etwas um Mitternacht lagten sich die drei Herren, daß es keinen
Anfang habe, daß sie alle drei noch länger aufbleiben sollten. Herr
Nyall übernahm die erste Wache, während seine Freunde — der
eine auf dem Boden, der andere in einer Bettstatt — sich zur Ruhe
legten. Am dem einen Ende des Wagens befand sich eine Schiebetür,
die nach dem Verbindungsgang zu den anderen Abteilen
führte, am anderen Ende ein Fenster, durch das Nyall Ausschau
hielt.

Nyall mußte wohl eingeschlafen sein, denn er stieß nicht den lei-
sten Warnungsruf aus, als sich nun folgendes begab:

Der Löwe, der sich bisher verborgen gehalten hatte, kam jetzt
überraschend heron und enterte den Zug. Er schlich sich leise den Gang
entlang und erreichte das Abteil, in dem sich die drei Weissen be-
fanden. Unter seinem Gewicht hing der Wagen nach einer Seite
über, so daß sich die Tür hinter ihm selbstständig schloß.

Welch fürchterliche Lage! Die drei Leute waren in dem kleinen
dunklen Raum mit einem riesigen, menschenfressenden Löwen zu-
sammengesperrt!

Der Mann im Bett wurde von einem durchdringenden Schrei
geweckt. Er sprang empor und erschrak vor Schreck über den An-
blick, der sich ihm bot. Gerade unter ihm, mit ausgestreckter Hand
bequem zu erreichen, stand ein ungeheurer Löwe! Sofort wußte
er, daß es nur das Tier sein konnte, das sie erlegen wollten; und nun
stand der Dursche hier, mitten unter den Jägern und konnte sich
nach Belieben eines von ihnen zum Nachtmahl wählen.

Im gleichen Augenblick erwachte der Mann auf dem Fußboden,
der einen schweren Druck auf der Brust fühlte. Er wandt sich vor
Unbehagen und wollte den Gegenstand, der ihn bedrückte mit der
Hand fortbeweiben. Sein Herz stand still, als seine Finger ein haar-
tiges Bein umfaßten, das ganz jenseitlos zu einem Löwen von
außerordentlicher Größe gehörte.

Der dritte Mann, der arme Nyall, verbarnte im Dunkel in un-
beiständendem Schweigen.

Der Mann im Bett hatte keine Schusswaffe bei sich, und es gab
nur eine Möglichkeit, zu einer Schusswaffe zu kommen, ohne dem
Löwen vor der Nase herumzuwirtschafien: durch die jetzt geschlossene
Tür hinauszurollen und sie aus den Eingeborenenabteilen zu holen.
Da der Löwe reglos stand und zu Boden zu blicken schien, entschloß
sich der Mann, den Gewaltstreich zu wagen. Um die Tür zu er-
reichen, mußte er beim ersten Schritt einen Fuß auf den Rücken
des Löwen setzen, fürwahr kein angenehmes Unterfangen! Er tat
es jedoch und erreichte die Tür, ehe der Löwe nur Zeit hatte, sich
umzudrehen und zu knurren. Doch, o Schrecken: die Nezer hatten den
Einbruch des Löwen bemerkt und hielten jetzt mit vereinten Kräften
die Tür zu.

Nach kurzem, wildem Kampf gelang es dem Weissen, der im Geiste
schon die Pranke des Löwen spürte, die Tür aufzureißen, hinaus-
zuflüchten und sie hinter sich zuzuworfen.

Beinahe im gleichen Augenblick hörte die zitternde Schar das
Explorieren von Glas und einen schweren Fall außerhalb des Wa-
gens. Der Löwe war durch das Fenster gesprungen und hatte
Nyall mit sich geschleppt. Dem Mann, auf dem der Löwe ge-
standen hatte, war kein Haar gekrümmt.

Am nächsten Morgen fand man die traurigen Ueberreste Nyalls
im Gebüsch nur ein paar hundert Meter von der Station entfernt.
Der Löwe hatte sich wacker an seinem Opfer gütlich getan. Ich
nehme an, daß Nyall sofort tot war; wahrscheinlich drangen ihm
ihon beim ersten Biß des Löwen die Innereien ins Gehirn.

Dieses ganze fürchterliche Abenteuer zeigt deutlich den Mut, die

zum Angriff entschlossen ist. Nachhald den waffen andern Eltern,
verliert er bei solchen Gelegenheiten selten den Kopf und braucht
nicht erst zur Wut aufgepeitscht zu sein, ehe er gewaltsam vorgeht.
Von Jugend auf ist es seines Amtes, zu töten, um Nahrung zu ge-
winnen; als rechter, tüchtiger Kerl tut er das, was ihm zu tun
obliegt, so einfach, zweckentsprechend und schnell, als er kann.

Was soll man Kindern zu Weihnachten schenken

Die Zeiten sind gegenwärtig derartige, daß man nur mit vieler
Mühe und mit Verzicht auf veredeltes Andere Kinderwünsche
wird nur halbwegs zu erfüllen trachten. So wenig oder soviel man
den Kleinen unter den Weihnachtsbaum legt, immer sei man von
dem Gedanken geleitet, daß neben der Freude auch das erziehlische
Moment in Berücksichtigung gezogen werde.

Geht dort, wo die Möglichkeit besteht, über das bescheidene
Ausmaß hinaus zu schenken, wird man Dinge wählen, die die
kindliche Phantasie anzuregen imstande sind, sie zu befruchten. Ob
es sich um kleine Haushaltsgegenstände handelt oder um die
beliebten Puppen und Puppenspiele verschiedenster Art, immer soll
darauf Bedacht genommen werden, daß Kindergebirde und Kinder-
hände sich mit ihnen zu beschäftigen haben werden, daß dadurch
Gedankenarbeit entsteht.

Eines aber oder vielmehr einiges, darf niemals auf den Oberfläch-
lich gelegt werden: das sind die Kriegsspielsachen. Gleichgültig,
ob der Säbel „herzig“, der Schwert „süß“, das Gewehr „drollig“
und die ganze winzige Uniform „herrlich“ oder „entzückend“ sind,
es handelt sich hier um etwas gedankenlos Gegebenes, in seiner
Auswirkung auf die kindliche Psyche und Entwicklung Verberer-
des. Denn: was antworten Vater oder Mutter oder der Erzieher
oder überhaupt jemand, an den diese Frage gerichtet ist, wenn
man denn diese Dinge benötigt? Sind sie doch harrgenaue Nach-
ahmungen der großen Zerstörungswerzeuge, die der Vernichtung
von Menschenleben und Sachgütern gewidmet sind.

Man sage nicht das übliche „ach, das Kind versteht es ja nicht“;
gerne ist das Verständnis des Kindes für die engeren Zusammen-
hänge von Krieg und Vernichtung und Zerstörung und Waffen
kein vollkommenes, daß es aber gelegentlich mit dem Säbel (auch
die stumpfspitzigen können ganz gut Wunden herbeiführen) seinem
Spielkameraden arg zusetzen kann, ist mehr als einmal in der
Wirklichkeit vorgekommen.

Jedes Soldatenpiel ist geeignet, den Geist der Gewalt in die
Kinderseelen zu pflanzen; etwas, womit man den anderen ver-
letzen, ihm wehtun kann, ist nichts, das in die Hand eines Men-
schen, überhaupt schon gar nicht in die eines Kindes, gehört. Wer
verantwortlich ist für ein Kind, der muß besonders darauf achten,
daß nichts mit ihm in Berührung kommt, wodurch eine ungünstige
Veranlassung seiner Entwicklung entstehen könnte.

Jedes Stück, das unter den Weihnachtsbaum für Kinder gelegt
wird, muß mit liebevollem Verständnis gewählt werden, muß
darauffin geprüft werden, welchen Einfluss es auf die empfangs-
bereite Kinderseele haben kann.

In friedlichem Sinne, im Sinne des Aufbaues, der Achtung des
Menschenlebens, der Güte und des menschlichen Fortschritts sei jede
Gabe gewählt. Was in die Kinderherzen frühzeitig gelegt wird als
Samen, geht im späteren Leben im Verhalten, im Tun, im Unter-
lassen auf. Kinder zu Menschen erziehen, heißt, sie frühzeitig mit
Bedürfnissen des Lebens in Verbindung bringen, sie zu lehren, das
Schöne zu tun, das Häßliche, das Verderbenbringende zu meiden.

Wer einem Kinde etwas schenkt, hat damit über sich selbst Aus-
kunft gegeben. Das bedenke jeder, der zu Weihnachten Kindern
Freude zu machen bereit ist.

Man habe aber den notwendigen Mut, das Angebot von den
verschiedenen Kriegsspielsachen glatt abzulehnen; die Industrie
wird sich in der Erzeugung jeweils nach der Nachfrage richten
und sich umstellen müssen, um das Gewünschte auf den Markt
zu bringen. Nur dadurch wird es möglich sein, in erziehlischem
Sinne auf Alt und Jung zu wirken.

Weihnachten ist das Fest des Friedens, des Freudebringens und
des Freudeempfindens; es wäre eine Dissonanz, würden unter den
grünen Tannen Nordwerkzeuge ein miniaturen liegende Kriege
einzelne hat es in der Hand, dazu beizutragen. Er beginne zu
Weihnachten damit, daß er es ablehnt, jene Dinge zu kaufen, deren
Bestimmung auf Zerstörung beruht. Adele Bruckner.

Welt und Wissen

Karl Liebknecht — ein Verwandter Goethes. Das Goethejahr
hat uns, abgesehen von den Goethefesten, eine ganze Menge merk-
würdiger und zum Teil recht interessanter Veröffentlichungen be-
schert — die merkwürdigste und nicht uninteressanteste ist eine